

Seelsorge auf der Kinderstation

Als ich 1994 zum ersten Mal die Kinderstation betrat, war ich nervös und unsicher; aber auch neugierig. Wer wird mir begegnen? Welche Situation werde ich vorfinden? Wie kann ich meine Aufgabe dort gestalten ... Wie verhalte ich mich todkranken Kindern gegenüber? Was kann ich sagen, was kann ich tun? Werde ich die richtigen Worte finden, den richtigen Ton treffen? ...

Ich hatte nur wenig Erfahrung im Umgang mit kranken Menschen, mit kranken Kindern kaum. Aus der Gemeindearbeit kommend, dachte ich, vertraut zu sein in der Arbeit mit Kindern. Bereits nach ein paar Tagen war mir deutlich, dass ich im Krankenhaus noch einmal ganz neu anzufangen hatte. Bisher hatte ich in der Kirchengemeinde viel *für* Kinder angeboten (Gottesdienste, Wochenschlussandachten im Kindergarten, Freizeiten), aber nur wenig *mit* ihnen zusammen erarbeitet. Das sollte sich nun ändern. Gerade kranke Kinder und Jugendliche fragen nach dem Sinn des Lebens, nach Leben und Sterben, nach dem »Warum?« und nach Gott. Selten allerdings so wie wir Erwachsene das erwarten. Noch gut im Ohr ist mir die enttäuschte Aussage einer engagierten Schwester: »Das ist bei uns nicht so wie in den Büchern beschrieben. Die Kinder wollen überhaupt nicht über ihre Krankheit und ihr Sterben sprechen.« Sie bedauerte sehr, dass ihr im Krankenhausalltag zu wenig Zeit für die einzelnen Kinder bliebe. Mir war es als Seelsorgerin möglich, längere und intensive Kontakte zu pflegen; hatte sich Vertrauen aufgebaut, dann äußerten sich die Kinder auch. Es ist immer die Frage, ob ich die Kinderfragen höre, ihre Ängste wahrnehmen und aushalten kann ... Ich habe im Laufe der Zeit die Sprache der Kinder wieder entdeckt und neu gelernt, ihre Gedanken und Gefühle, ihre Träume und Ängste zu verstehen, auf ihre Fragen zu hören und ihnen nicht auszuweichen, in ihren Bildern und Zeichen *mit* ihnen zu reden, um gemeinsam nach Antworten zu suchen.

Geblichen ist bis zuletzt die Anspannung und Aufregung bevor ich an eine Zimmertür anklopfte, bevor sich eine Tür öffnete – weil jede Situation einmalig und nicht wiederholbar war. Ich wußte nie, wer mir begegnet und was mich erwartet – auch wenn ich bereits von Pflegepersonal über Krankheitszustand und Familiensituation informiert war.

Geblichen ist bis zuletzt auch häufig das Gefühl der Hilflosigkeit, der Trauer und manchmal auch der Wut, wenn ein Kind auf den Tod zugeht und stirbt.

Verändert hat sich mein Zugang zu den Kindern; mit der Zeit hat sich meine Unsicherheit verloren. Nicht jeder Wutausbruch der Kinder, der mich trifft, ist gegen mich persönlich gerichtet. Manchmal wollten die Kinder einfach nur in Ruhe gelassen werden.

– Ein 10jähriger Junge sagte mir: »Ich kann die Frage: ›Wie geht es dir?‹ einfach nicht mehr hören. Nerv mich nicht und laßt mich in Ruhe!«

Ich muss nicht auf jede Frage eine Antwort haben. Manchmal war es einfach nur wichtig, dass ich da war oder die Kinder mich rausschmeißen konnten.

– Ein Junge, 8 Jahre alt, spielte mit seiner Mutter Karten, als ich das Zimmer betrat und mich vorstellte. Wie immer, fragte ich, ob ich da bleiben dürfte, was die Mutter sofort bejahte – der Junge aber ablehnte. Der Mutter war das Verhalten ihres Kindes sichtlich unangenehm; sie begann die Karten aufzuräumen und bot mir einen Platz an. Da ich den Jungen nicht übergehen wollte, verabschiedete ich mich wieder. Nach ein paar Tagen startete ich einen neuen Versuch. Dieses Mal durfte ich bleiben. Ich erfuhr, dass der Junge sich einen Spaß mit mir machen wollte. Ich war die einzige, die gefragt hatte, und es war das erste Mal, dass er überhaupt etwas selbst bestimmen konnte – er konnte nur seinen Oberkörper bewegen und war ständig auf Hilfe angewiesen.

Nach einigen Monaten wurde ich gefragt, ob ich mich an die Arbeit gewöhnt hätte, ob sich mit der Zeit Routine einstellte. Erschrocken verneinte ich. Sobald Routine eingekehrt wäre, hätte ich die Arbeit aufgeben.

Geholfen hat mir während dieser Zeit die Erinnerung an das Kind, das ich selbst einmal war; besonders die Erinnerungen an eigene Erlebnisse im Krankenhaus und Beerdigungen innerhalb der Familie waren hilfreich für mich, die Kinder in ihrer Situation zu verstehen. Selbstverständlich war ich mir bewußt, dass es sich um meine Erfahrungen handelte, die eben nur eine Hilfe zum Verstehen sind und mich nicht von der Verantwortung entbinden, mein Gegenüber, seine Gefühle und Fragen wahrzunehmen. Vielleicht an dieser Stelle noch ein Hinweis: Für jedes Kind ist der Krankenhausaufenthalt eine Krise, unabhängig von der Schwere der Erkrankung.

Wenn ich nun gefragt werde, ob die Arbeit auf der Kinderstation mich und mein Leben verändert hat, dann lautet die Antwort schlicht und einfach: Ja! Verändert hat sich

1. die Art, wie ich Kindern grundsätzlich begegne – im Leben wie im Sterben, und
2. die Art, wie ich mein Leben zu leben versuche – wie und warum, davon möchte ich hier erzählen.

Die Art, wie ich Kindern grundsätzlich begegne – im Leben wie im Sterben

Wenn Kinderfragen lästig werden, weichen Erwachsene aus: »Dazu bist du noch zu klein, das verstehst du noch nicht!« Besonders dann, wenn Kinderfragen Ängste auslösen oder Tabuthemen berühren, über die Erwachsene nicht reden können und wollen, weil sie selbst zu sehr betroffen sind oder Angst vor einer inhaltlichen Auseinandersetzung haben. Indem behauptet wird, Kinder schonen zu müssen, schützen Erwachsene sich selbst. Kinder fragen sich durch ihr Leben, und Erwachsene sind den Kindern Begleitung in all ihren Fragen schuldig. Kinder begreifen ihrem Alter entsprechend, und es ist meine Aufgabe, auf ihre Fragen altersgemäß zu reagieren und so zu erklären, dass sie die Antworten verstehen können.

Erwachsene lassen sich von wortreichen Antworten beeindrucken und haben eine höhere Hemmschwelle, Rückfragen zu stellen. Kinder fragen direkt und ohne Umschweife nach, wenn sie etwas nicht verstehen. Außerdem steht immer unausgesprochen die Frage im Raum: Glaubst Du selber an das, was du mir da erzählst? Kranke Kinder haben ein sehr feines Gespür für ihr Gegenüber, sie merken schnell, wenn ihnen etwas vorgemacht und ihren Fragen ausgewichen wird.

Meist stellen Kinder ihre Fragen unvermittelt – in harmlosen Zusammenhängen, oft, wenn wir überhaupt nicht damit rechnen. Meine Aufgabe ist es, darauf zu achten, was sich hinter der jeweiligen Frage verbirgt – was ist gefragt, und was ist gemeint?

– Ein Mädchen, acht Jahre alt, fragt mich mitten im Spiel: »Du, sag mal, muss man mit 40° Grad Fieber sterben?« Ich zucke innerlich zusammen, bin überrascht und überlege, wie ich darauf reagieren soll, schließlich frage ich nach: »Wie kommst du denn darauf?« Sie beginnt zu erzählen, was sie in den vergangenen Tagen erlebt hat. Sie hatte sehr hohes Fieber, und die Erwachsenen reagierten hektisch und waren sehr aufgeregt. Im Verlauf des Gesprächs stellte sich also heraus, dass die Kleine selbst Angst hatte, sterben zu müssen. Mittlerweile war das Fieber gesenkt. Ich hörte ihr in Ruhe zu und konnte ihr versichern, dass, wenn das Fieber steigt, Grund zur Sorge bestehe, aber man daran nicht sterben müsse.

Häufig bleiben Kinder mit ihren Fragen allein, können mit den gegebenen Antworten wenig anfangen, sind unzufrieden mit den Erwachsenen und manchmal auch wütend auf sie.

Häufig verbergen sich auf der Gefühlsebene völlig andere Themen als die auf der Sachebene angesprochenen – das ist allerdings auch in Gesprächen mit Erwachsenen der Fall. In beiden Bereichen habe ich versucht, das, was ich wahrnehme und beobachte, anzusprechen. Meine Gesprächspartner haben so die Möglichkeit, das Gesprächsangebot anzunehmen oder abzulehnen.

– Ich unterhalte mich mit einem Jungen über seine Lieblingsmusik, Techno – eine Musik, von der ich wenig kenne. Gern möchte er mir et-

was vorspielen, aber unendlich traurig sagt er: »Ich habe aber nur eine Kassette.« Ich frage zurück, warum er darüber denn so traurig sei – seine Antwort: »weil meine Mutti mich nie besuchen kommt.«

Ich nehme Gespräche mit Kindern mittlerweile genauso ernst, wie die Gespräche mit Erwachsenen.

– Während der Mittagspause halte ich mich mit einem Jungen im Spielzimmer auf. Wir sind mitten im Gespräch, als plötzlich die Tür aufgeht und ein mir bekannter Vater hereinkommt, um etwas zu holen. Überrascht mich zu sehen, sagt er: »Gut, dass ich Sie treffe. Ich muss mit Ihnen dringend über die Taufe meiner Tochter sprechen.« Er hat einige grundsätzliche Fragen, die relativ schnell geklärt sind, da der zuständige Gemeindepfarrer sein Ansprechpartner ist; aber das Gespräch mit dem Jungen war unterbrochen. Im umgekehrten Fall wäre ein Kind von Erwachsenen sofort belehrt worden: »Du siehst doch, ich unterhalte mich gerade; jetzt nicht!« Bei dem Jungen habe ich mich für mein Verhalten entschuldigt. Später habe ich mich bei Gesprächen mit Kindern von Erwachsenen nicht mehr in dieser Form unterbrechen lassen, sondern nur kurze Verabredungen für einen späteren Zeitpunkt getroffen.

Die Arbeit auf der Kinderstation braucht Zeit. Den Vertrauensvorschuss, den ich als Pfarrerin von vielen Erwachsenen bekomme, muß ich mir bei den Kindern erst aufbauen. Wenn ich unter Termindruck stehe, brauche ich mich gar nicht auf den Weg zu den Kindern zu machen. Wenn ich es denn doch tue, bekomme ich von den Kindern klare Rückmeldung: »Du hast ja nie Zeit!« Solche Sätze haben mich immer wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt.

Mir ist deutlich geworden, dass ich mit Kindern über Sterben und Tod, über meine Glaubensüberzeugung nur sprechen kann, wenn ich mir selbst klar darüber bin, wie ich zum Leben und Sterben stehe. Wenn ich selbst keine Basis, keinen Standpunkt habe, kann ich kaum anderen Menschen, geschweige denn Kindern etwas vermitteln.

Die theologischen Antworten aus dem Studium haben mir in meiner praktischen Arbeit zunächst kaum weitergeholfen. Theologisch korrekte Antworten auf kognitiver Ebene am Bett eines kranken Kindes sind wenig hilfreich. Kinder drücken ihre Gedanken und Gefühle auf ihre Art und Weise aus, sie malen Bilder oder inszenieren mit ihren ständigen Begleitern, ihren »Kuscheltieren«, ein Spiel.

– Völlig überraschend, da nicht lebensbedrohlich erkrankt, wird eine Jugendliche auf die Intensivstation verlegt und stirbt noch in der gleichen Nacht. Am nächsten Tag herrscht Unsicherheit über das, was die kleine vierjährige Zimmergenossin von den Geschehnissen mitbekommen und verstanden hat. Ich werde angefragt, ob ich mich darum kümmern könne. Ich finde das Mädchen zusammen mit einem älteren Mädchen im Spielzimmer, sie malen. Ich setze mich zu den Kindern und schaue ihnen eine Weile zu. Auf meine Nachfrage erklärt mir die Kleine, dass sie eine Kirche malt. (Für mich nicht erkennbar, da sie den Innenraum gestaltet hat.) Es war ein buntes, mit vielen Blumen gestaltetes Bild. Da es Erntedank-

zeit war, frage ich, ob die Kirche für das Erntedankfest so schön geschmückt sei. Sie verneint und erklärt: »Das ist für eine Beerdigung!«

– Während eines Elterngesprächs wartet ein an Krebs erkrankter Junge mit seinen Brüdern im Spielzimmer. »Meine kleine Mitarbeiterin«, eine Handpuppe, ist bei den Kindern geblieben. Später erzählen mir die Schwestern, dass die Kinder mit der Puppe »Beerdigung« gespielt haben.

– Ich besuche ein zweijähriges, russisches Mädchen, es ist an Krebs erkrankt und hat bedingt durch die Chemotherapie keine Haare mehr. Wir kennen uns bereits seit einiger Zeit, sprachlich können wir uns zwar nicht verständigen, aber ich habe häufig einen Ernie, eine Handpuppe, in meinem Korb, Ernie winkt ihr zu, reicht ihr die Hand, schaut sich die Kanülen an, kommuniziert nonverbal mit ihr. Nach einer Weile möchte sie die Puppe haben; sie betrachtet sie intensiv und begutachtet ihre Haare. Sie zieht daran, zuerst vorsichtig – mit einem Seitenblick auf mich – da ich nicht eingreife und sie gewähren lasse, zieht sie heftiger – nimmt all ihre Kraft zusammen und mit einem Ruck sieht Ernie so aus wie sie.

Aber auch das habe ich erlebt: Ein 14jähriger läßt mich rufen, weil er mit mir sprechen will. Er ist völlig verzweifelt. Von mir weiß er, dass ich Schweigepflicht habe und seinen Eltern nichts erzählen werde. Im Verlauf des Gesprächs wird deutlich, wieviel Angst er hat; sie ist so massiv, dass wir uns entscheiden, all seine Sorgen aufzuschreiben und gemeinsam anzusehen:

– Er hat Angst: vor der Ungewißheit, vor der Zukunft: »Abends überlege ich, was morgen sein wird. Zuviel Zeit zum Nachdenken erzeugt Angst – und Zeit habe ich hier genug. Manchmal frage ich mich, ob die Krankheit wieder ausbrechen wird. Kommt alles wieder? Dann habe ich Angst vor der Hetzerei, dem Drängeln; ständig werde ich unter Druck gesetzt, besonders von meinen Eltern, – wo bleibe ich? Ich werde ständig in die Ecke gedrängt. Ich habe Angst, dass die Familie auseinanderbricht. Ich habe Angst, fallengelassen zu werden von meinen Freunden. Ich habe Angst vor den Ärzten: Sie können gute Nachrichten bringen, aber auch schlechte. Ich traue mich nicht, Ansprüche an Gott zu stellen oder Gott auszuschimpfen. Manchmal habe ich auch Angst, Gott zu verleugnen und meinen Glauben zu verlieren, ich traue mich nicht zu weinen.«

Wir haben gemeinsam alles aufgeschrieben; er hat geweint. Nachher haben wir uns die lange Liste seiner Ängste gemeinsam angesehen und über alles in Ruhe gesprochen. Nach dem Gespräch fühlte er sich sichtlich erleichtert und hat das auch ausgesprochen: »Es tut gut, mal so offen reden zu können – danke!«

Patentrezepte für die Begleitung sterbender Kinder und deren Familien gibt es nicht. Immer ist die aktuelle Situation zu berücksichtigen – dazu zwei Erlebnisse, an denen mir die Grenzen klar geworden sind, die ich als Seelsorgerin hatte:

– Gegen Abend stirbt ein junger Mann. Die kleine Schwester hat den Tag über bei Freunden der Familie verbracht. Abends will sie unbedingt

ins Krankenhaus zu ihrem Bruder. Die Eltern sind völlig aufgelöst, Kraft für die Kleine bringen sie jetzt nicht auf; sie sorgen sich sehr um sie und wollen auf keinen Fall, dass sie ihren toten Bruder sieht. »Behutsam« versuchen eine Krankenschwester und ich, der kleinen Schwester den Abschied zu ermöglichen, weil wir es für gut und wichtig halten. Die Mutter läßt sich nicht überzeugen – überreden wollen wir sie nicht. Nicht immer läßt sich das, was ich für angemessen und gut halte, umsetzen. Die persönliche Entscheidung der Betroffenen ist zu respektieren, auch wenn sie dem Team mißfällt und pädagogischen Erkenntnissen widerspricht.

– Die Mutter eines erkrankten afrikanischen Jungen ist tot. Da die nächsten Verwandten nicht erreichbar sind, organisieren wir vom Team mit einigem Aufwand seine Teilnahme an der Beerdigung. Als alles geklärt ist, kommen Freunde der Mutter und lehnen es kategorisch ab, den Jungen zur Beerdigung mitzunehmen. Wir achten die Entscheidung, auch wenn wir sie nicht befürworten.

Die Kinder sehen die Wirklichkeit, wie sie ist. Ich brauche den Kindern und mir nichts vorzumachen. Auch wenn mit den Kindern direkt nicht gesprochen wird, ahnen sie, was um sie herum geschieht.

– Eine Achtjährige malt meine Handpuppe – und achtet sehr genau auf Kleinigkeiten; sie zählt sogar die Sommersprossen. Wenig später fordert sie die Puppe auf: »Nun mußt du mich malen.« Und ich male und gebe mir alle Mühe. Die Kleine hat kaum Haare. Ich mogele ein wenig, und der Haarwuchs fällt üppiger aus, als er eigentlich ist. Sie kritisiert sofort: »Sooo viele Haare habe ich noch nicht. Du mußt viel weniger malen.« Also wird ein Radiergummi angesetzt und korrigiert, dann ist sie zufrieden.

Die Art, wie ich mein Leben zu leben versuche.

Die Arbeit mit den Kindern hat dazu geführt, dass ich mich intensiv mit meinem eigenen Leben und Sterben auseinandergesetzt habe. Ich weiß, dass Menschen aus Unsicherheit möglichst alles vom Betroffenen, von schwerkranken Sterbenden fernzuhalten versuchen und oft nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen. Erlebt habe ich, wie hilfreich es ist, diese Unsicherheit einfach auszusprechen, wie befreiend und erlösend ein offenes Wort sein kann. Ich weiß, was mir für mein Sterben wichtig wäre, was ich von meiner Familie, meinen Mitmenschen erwarte: Ich wünschte mir:

- Menschen, die meine Fragen und mein Klagen aushielten, die mit mir lachen und weinen und meinen Tränen nicht ausweichen,
- Menschen, die ehrlich mit mir sind und mich nicht mit Worten, wie: »Das wird schon wieder!« vertrösten.

Außerdem haben mir die Erfahrungen im Umgang mit dem Tod innerhalb der eigenen Familie geholfen. Sie können mir zwar die Trauer und

den Schmerz beim Verlust eines lieben Menschen nicht nehmen; aber ich weiß, wie bedeutsam persönliche Formen des Abschieds sind und wie wichtig es ist, dass jeder und jede eine für sich angemessene Form findet und die Zeit bekommt, die er/sie braucht, um loszulassen und Abschied zu nehmen.

– Völlig überraschend stirbt über Nacht eine nahe Verwandte. Erst nachdem die gesamte Familie zusammengekommen war und alle genügend Zeit hatten, sich von der Verstorbenen zu verabschieden, haben wir das Beerdigungsinstitut angerufen und alle weiteren Schritte geplant.

Gelernt habe ich auch zu unterscheiden zwischen gesund und heil werden. Auch Kinder, die todkrank sind, können heilvoll leben und sterben. Sie sind zwar noch klein und jung, aber trotzdem reich an Lebenserfahrung; denn sie haben in der Zeit des Krankseins das Leben in einer neuen Dimension kennengelernt, die vielen Erwachsenen nicht (mehr) präsent ist.

– Ein 10jähriger Junge muss nach einem Unfall wochenlang still liegen. Zu Beginn kommt Besuch, der aber mit der Zeit immer weniger wird. Sein Kommentar: »Siehst du, so geht's, sobald du nicht mehr mit den anderen mithalten kannst, bist du vergessen!«

Wenn ich den Kindern nicht begegnet wäre, hätte ich mich niemals so intensiv mit all diesen Fragen auseinander gesetzt. Von den Kindern viel geschenkt bekommen; von ihrer Art die Welt zu sehen. Mit den kranken Kindern habe ich das Leben wieder neu entdeckt. Für mich persönlich heißt das konkret: »Lebe jetzt und heute! Jeder Tag ist ein neuer Anfang!« Und so versuche ich zu verwirklichen, was mir heute wichtig ist, und verschiebe es nicht auf später.

Deutlich geworden ist mir, welch große Rolle der Terminkalender in meinem Leben spielt und wie wenig Zeit ich mir oft selbst zum Leben nehme.

Von den sterbenden und kranken Kindern habe ich neu zu leben gelernt. Ich sehe das Leben mit anderen Augen und *versuche*, auf das zu achten, was mir wichtig ist und wofür es sich zu kämpfen lohnt. Ich schreibe bewußt »versuche«, denn ich erlebe auch Zeiten, in denen mir das nicht gelingt; die Probleme des Alltags erscheinen wieder größer, als sie es eigentlich sind, ein Termin reiht sich an den anderen; da kommt das Leben so manches Mal zu kurz. In solchen Zeiten hilft mir die Erinnerung an die Kinder.

Ich gebe zu, das sind alles keine spektakulären Neuigkeiten. Vielleicht werden viele Leserinnen und Leser enttäuscht sein: »Das ist nichts Neues – das wissen wir bereits alles.« Nun, ich denke, vieles von dem, was ich hier erwähne, habe ich auch vorher »gewußt«; aber ich habe es nie be-greifen, nicht intensiv leben können. Natürlich wußte ich, dass mein Leben endlich und jeden Tag ein Neuanfang möglich ist. *Carpe diem* habe ich oft anderen und mir zugesprochen; aber ich denke, es macht einen Unterschied, ob ich etwas vom Verstand her »weiß« oder ob ich etwas inwendig erfahren und mit dem Herzen begriffen habe.

In *Fortbildungen und Supervisionen* habe ich meine praktische Tätigkeit häufig reflektiert, verändert hat sich dadurch auch immer wieder meine Praxis, aber auch das Gegenteil war der Fall: Begegnungen und Erfahrungen mit Menschen im Krankenhaus haben auch meine Theologie vertieft. Vieles, was für mich früher selbstverständlich war, geht mir heute nicht mehr so leicht über die Lippen: Wie kann ich Menschen in Trauer und Leid nahe sein? Was kann ich sagen, ohne ihren Schmerz zu übergehen, ohne einfach nur zu trösten und bloß Worthülsen und theologisch korrekte Formeln zu benutzen? Ich habe gelernt, behutsam mit Worten umzugehen, und bin mir bewußt, dass ich nicht für jede Situation eine fertige Antwort habe.

Rückblickend möchte ich diese Zeit in Gummersbach nicht mehr missen. Es gab schwere und traurige Tage, verpasste Chancen, Begegnungen, die enttäuschenden Auseinandersetzungen im Team um Art und Ziel der Begleitung einzelner Familien, und ich weiß, dass ich so manches Mal den Kindern und ihren Familien einen Besuch, eine Geste, ein Zeichen schuldig geblieben bin; aber es gab auch hilfreiche Situationen, gelungene Begegnungen, gemeinsames Lachen und immer wieder neue *Hoffnung*.

Eine *Hoffnung*, die sich gründet auf den, der da war und der da ist und der da sein wird, und mich daran erinnert, dass ich an der Verantwortung und den Aufgaben nicht allein trage.

Eine *Hoffnung*, die sich auch gründet auf die Kinder, die uns helfen, ihnen zu helfen. Immer wieder haben sie mir vor Augen geführt, dass es oft die Erwachsenen sind, die Hilfe und Unterstützung brauchen. Nicht ich bin diejenige, die viel mitbringt, es ist bei den Kindern viel vorhanden, das es zu entdecken gilt. Ich bin den Kindern dankbar, dass sie mich teilhaben lassen an ihren Gedanken und Sorgen, an ihrer Art, die Welt zu erklären. Es war immer ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

– Einem 10jährigen, krebskranken Mädchen habe ich versprochen, mit ihm zu spielen; wir sind gerade dabei, erste Verabredungen zu treffen, als der Psychotherapeut ins Spielzimmer kommt und dringend mit mir sprechen will. Das Mädchen sieht und spürt mein Dilemma, mein Hin- und Hergerissensein zwischen Dringlichkeit und Versprechen – ich tröste den Psychotherapeuten auf später und bleibe bei meinem zuerst gegebenen Versprechen. Nach ca. 10 Minuten sagt die Kleine: »So, nun haben wir genug gespielt, jetzt kannst du gehen!«

»Und zum Schluß: Wir werden als Erwachsene, die Kinder begleiten wollen, nicht immer hilfreich sein, wir werden Fehler machen, wie wir auch vor dieser Zeit Fehler gemacht haben. Wichtig ist, daß die Kinder unsere Liebe spüren« (Tausch-Flamer / Bickel, Kinder, S. 67).

Ansatz zu einem Literaturbericht

Zwei Bücher, die neben dem großen Bibelbilderbuch stets im Seelsorgekorb waren:

- Michal Snunit, *Der Seelenvogel*. Mit Bildern von Na'ama Golomb, Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, Hamburg 1994⁵.
- Annegret Fuchshuber, *Mäusemärchen und Riesengeschichte*, Thiene-mann-Verlag Stuttgart 1983.

Der Seelenvogel: In der Mitte der Seele steht ein Vogel, der alles fühlt, was wir fühlen. Dieser Vogel besteht aus Schubladen, die nur er öffnen kann. Für jedes Gefühl gibt es eine Schublade bzw. für fast jedes Gefühl – denn die Kinder werden aufgefordert, »ihre Schubladen« zu füllen. Die gegensätzlichen Gefühle und das Verhalten des Vogels darauf werden anschaulich beschrieben, so dass Kinder es gut verstehen und nachvollziehen können.

– Ein kleiner Junge fügte jedes Mal, wenn ich ihm das Buch vorlas, seine Schubladen, die nicht im Buch erwähnt werden, an derselben Stelle ein: Schubladen, mit denen er all seine Hoffnung, aber auch seine Angst zum Ausdruck brachte, seine Situation und seine Sehnsucht sehr genau erfaßte.

Mäusemärchen und Riesengeschichte: Die Geschichte handelt von einer kleinen, mutigen Haselmaus, die anders als die anderen Mäuse und darum viel alleine ist. Sie ist darüber sehr traurig. Eines Tages macht sie sich auf und sucht nach einem Freund. Sie legt einen weiten Weg zurück, zum Schluss findet sie einen ruhigen, gemütlichen Ort. Was war das bloss? – Dann muss man das Bilderbuch umdrehen, und eine neue Geschichte erzählt von einem Riesen: Er ist so furchtsam, dass er vor allem davonläuft. Niemand soll ihm etwas tun, so kann ihm aber auch niemand etwas Gutes tun; darum ist er sehr einsam. Einmal erschreckt er sich so, dass er immer weiter läuft. Völlig erschöpft, schläft er auf einer Wiese ein. Er erwacht, als er etwas Warmes, Weiches in seiner Hand spürt. Was war das nur? Eine kleine Haselmaus hatte sich zum Schlafen in seine Hand gelegt.

Diese beiden Bücher will ich hier nur erwähnen, um zu zeigen, dass Kinder »ihre« Themen in Büchern finden, die sich nicht ausdrücklich mit dem Thema »Sterben« und »Abschiednehmen« auseinandersetzen.

Häufig habe ich Kindern auch ihre Bücher und Comics vorgelesen oder auch schon mal den einen oder anderen Film mit ihnen gemeinsam angesehen.

Viele Kinder- und Jugendbücher zum Thema »Sterben und Tod« standen griffbereit in meinem Bücherregal; gezielt eingesetzt habe ich sie allerdings äußerst selten, da ich meist mit dem »gearbeitet« habe, was ich bei den Kindern vorfand. Allerdings habe ich die meisten Bücher selber mit Gewinn gelesen.

Erfreulicherweise gibt es inzwischen eine Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema »Kind und Trauer/Tod« und »Verwaiste Eltern«. An

dieser Stelle nenne ich nur eine begrenzte Auswahl. Es sind Bücher, die mir zu wichtigen Wegbegleitern wurden. Zum Teil haben sie für mich Bedeutung gewonnen, weil ich zunächst auf Fortbildungsveranstaltungen ihren Autorinnen und Autoren, wie *Dorothea Bobzin*, *Otto Stange* und *Hannah Lothrop*, begegnet bin. Dadurch bekamen die ohnehin an der Praxis orientierten und auf Erfahrung bezogenen Bücher für mich ein besonderes Gewicht.

Dorothea Bobzin schreibt von ihren Begegnungen mit Kindern im Krankenhaus. Sie richtet das Augenmerk auf die Kinder; auf ihre Art, Fragen zu stellen und Themen anzusprechen. *Otto Stange* schildert die Arbeit eines Kinderklinikseelsorgers sehr praxisnah. Man merkt ihm an, dass er aus der Praxis kommt und für diese Praxis schreibt:

- »Jede Aussage wird ja in dem Augenblick, in dem sie gemacht wird, und in ihrer konkreten Situation auf ihre Brauchbarkeit und Wahrheit geprüft. In der systematischen Theologie kann man immer noch ein Jahr darüber nachdenken, ...! (*O. Stange*, S. 79).

Bücher, die mich begleitet haben:

- *Dorothea Bobzin*, Das behalt ich mir. Begegnungen mit Kindern im Krankenhaus. Mit Illustrationen von *Inge Meerkötter*, Hannover 1993.
- *Julie Fritzsche / Sherokee Ilse*, Unendlich ist der Schmerz ... Eltern trauern um ihr Kind. Mit einem Vorwort von *Hannah Lothrop*, München 1995.
- *Hannah Lothrop*, Gute Hoffnung – jähes Ende. Ein Begleitbuch für Eltern, die ein Baby verlieren, und alle, die sie unterstützen wollen, München 1991.
- *Michael Klemm / Gerlinde Hebeler / Werner Häcker* (Hg.), Tränen im Regenbogen. Phantastisches und Wirkliches – aufgeschrieben von Mädchen und Jungen der Kinderklinik Tübingen 1989.
- *Peter Pohl / Kinna Gieth*, Du fehlst mir, du fehlst mir! Aus dem Schwedischen von *Brigitta Kicherer*, München/Wien 1994.
- *Joachim Schroeder / Ingeborg Hiller-Ketterer / Werner Häcker / Michael Klemm / Eva Böppe*, »Liebe Klasse, ich habe Krebs!« Pädagogische Begleitung lebensbedrohlich erkrankter Kinder und Jugendlicher, Tübingen 1996.
- *Otto Stange*, Zu den Kindern gehen. Seelsorge im Kinderkrankenhaus, München 1992.
- *Daniela Tausch-Flamer / Lis Bickel*, Wenn Kinder nach dem Sterben fragen, Freiburg 1994.

Sabine Dehnelt ist Studentenpfarrerin in Duisburg.